

Andreas Fliedner
Die Straße zum Friedhof

Es war im Herbst meines dreizehnten Lebensjahres, jenem Jahr, in dem meine Eltern auseinandergingen und ich selbst die einsamen Freuden des Geschlechts und der Literatur für mich entdeckte, dass ich zum ersten und einzigen Mal eine längere Zeit bei meinen Großeltern verbrachte. Es waren Schulferien, und ich denke, meine Eltern wollten mich für ein paar Tage aus dem Weg haben, um ungestört die praktische Seite ihrer Trennung abwickeln zu können.

Im Rückblick scheint es mir, als hätten wir während meiner Kindheit meine Großeltern nur selten und, seitens meiner Eltern, mit einem gewissen Widerstreben besucht. Doch das mag an irgendwelchen Familienzwisten gelegen haben, deren Existenz und Natur vor mir verborgen gehalten wurden und mir auch bis heute verborgen geblieben sind.

Meine Großeltern wohnten in einem Stadtteil jenseits des S-Bahn-Rings. Die Häuser waren dort meist ein oder zwei Stockwerke niedriger als in den inneren Bezirken, und manche Häuserzeile hatte bereits einen vorstädtischen, ja dörflichen Charakter. Vor allem aber gab es in jenem Stadtteil ausgedehnte Friedhöfe. Mein lange nicht mehr benutzter Stadtplan von B. zeigt mir, dass die Friedhöfe den größeren Teil seiner Fläche einnahmen und wohl trotz aller politischen und sozialen Veränderungen, die seitdem stattgefunden haben, heute noch immer einnehmen werden. Die Friedhöfe waren vor den Häusern da. Man hat zuerst die Toten in die Ebene vor der Stadt gebracht und dort begraben. Erst später ist die Stadt ihnen gefolgt und hat sich mit ihren Häusern zwischen die Friedhöfe geschoben.

Die Toten hatten also gewissermaßen die älteren Rechte.

Auch die Straße, in der meine Großeltern wohnten, führte zu einem Friedhof. Es war eine stille Sackgasse mit drei- oder vierstöckigen geduckten Häusern, deren Kopfsteinpflaster noch löchriger und aufgeworfener war als das Straßenpflaster in dem innerstädtischen Bezirk, in dem ich aufwuchs. Diese Straße, deren Name mir entfallen ist, stieg leicht an und endete übergangslos an einem doppelflügligen Friedhofstor mit schwarzen, schmiedeeisernen Gitterstäben. An manchen Vormittagen vermeinte ich das Rumpeln eines Leichenzugs auf dem Pflaster und später die vom Friedhof herüberwehenden melancholischen und dissonanten Kadenzen einer Blaskapelle durch die geschlossenen Vorhänge des Zimmers zu vernehmen, wo ich in der stickigen Wärme meines Bettes den Moment des Aufstehens herauszuzögern suchte. Meine Großmutter tat, als würde sie die Flecken auf meinen Laken nicht bemerken.

Meine Großeltern waren zur Zeit meines Aufenthalts bereits Rentner. Beide hatten in den chemischen Werken gearbeitet, die sich hinter dem S-Bahn-Ring wie ein zweiter Riegel zwischen das Viertel und die innere Stadt legten. Mein Großvater war Ingenieur gewesen, doch hatte seine eigentliche Liebe immer der bildenden Kunst gehört. Er hatte in seinem Betrieb mit einigem Erfolg einen Zirkel malender Arbeiter ins Leben gerufen, der jedoch irgendwann, im Zuge einer der periodisch wiederkehrenden Repressionen, aufgelöst worden war. Er hatte sich dann auf das Anfertigen von Radierungen verlegt, mit denen die Wände der Wohnung meiner Großeltern über und über bedeckt waren. Diese Radierungen zeigten die immergleichen, von dürren kahlen Bäumen gesäumten Straßen des Viertels, die in einer Art ewigen

schneelosen Winter befangen schienen. Im Vordergrund dieser Straßenszenen, jedoch zumeist auf eine befremdliche Art vom unteren oder seitlichen Bildrand abgeschnitten, waren manchmal überscharfe, aber dennoch schattenhafte Umrisse von Passanten zu sehen, in einer Kleidung, die mir seltsam altmodisch erschien. Mein Großvater stellte die Radierungen in einer hinter dem Haus gelegenen Remise her, wo er sich einen Raum eingerichtet hatte, den niemand außer ihm betreten durfte. Meine Großmutter nannte diesen Raum sein Atelier, er selbst jedoch bezeichnete ihn nie anders denn als seine Werkstatt. Meine Großmutter hatte irgendwann vor Jahren, noch als junge Frau, einmal für die Übersetzung eines Bandes mit Turgenjev-Novellen verantwortlich gezeichnet, von dem ich heute weiß, dass er unter Kennern der russischen Literatur noch immer hohes Ansehen genießt. Später hatte sie jedoch nur noch die ausländische Geschäftskorrespondenz des erwähnten Chemiewerks besorgt. Wie viele Menschen mit im Laufe ihres Lebens unterdrückten oder erstickten künstlerischen Neigungen pflegten meine Großeltern eine betont prosaische, oft beinahe harte Art des Umgangs. Ich glaube, mich schmerzte dieser Habitus damals ein wenig, da ich in meiner erwachenden Begeisterung für die Literatur wohl auf irgendwelche Zeichen der Seelenverwandtschaft oder zumindest der Anerkennung meiner Neigung gehofft haben mag.

Mein Großvater schloss sich die eine Hälfte des Tages in seiner Werkstatt ein und ging nachmittags meist zum Angeln an einen nahe gelegenen See, von denen es in diesem Bezirk einige gibt, wie die Friedhöfe zwischen den menschlichen Ansiedlungen verteilt. Meine Großmutter verbrachte, wenn sie nicht gerade mit irgendwelchen schwer durchschaubaren Besorgungen beschäftigt war, viel Zeit auf dem am oberen

Ende der Straße gelegenen Friedhof. Sie ging stets am Vormittag dorthin. Ich fand schließlich heraus, dass sie eine unüberwindliche Abneigung dagegen hatte, den Friedhof später am Tage aufzusuchen. Sie begründete das mir gegenüber einmal auf eine ihr sonst fremde, umständliche Art damit, dass in den ziemlich heruntergekommenen letzten Häusern vor dem Friedhof zweifelhaftes Gesindel einquartiert sei, Hilfsarbeiter aus der chemischen Fabrik, welche für gewisse ungesunde und gefährliche Reinigungsarbeiten angeheuert waren und dafür mit Extrazuteilungen Alkohol entschädigt wurden. In den späteren Nachmittagsstunden, so hatte ich meine Großmutter verstanden, musste man befürchten, auf dem Weg zum Friedhof auf diese zwielichtigen Existenzen zu treffen, die nach Arbeitsende in den Hauseingängen lauerten und eventuelle Passanten vielleicht mit Schmähdworten, wenn nicht Schlimmerem traktieren würden. Ich glaube, dass sie mir dies nicht zuletzt deshalb erzählte, um mich von irgendwelchen Expeditionen, die mich auf eigene Faust zum Friedhof führen könnten, abzuhalten, denn sie wusste wohl, dass ich, besonders angesichts mir fremder Menschen, ein ängstliches und leicht zu beeindruckendes Kind war. Tatsächlich schienen mir die besagten Häuser vor dem Friedhof damals jedoch mehr oder weniger verlassen, und ich habe auch nie ein Anzeichen jener angeblichen Bewohner in den Eingängen oder den meist glaslosen Fensterhöhlen wahrgenommen.

Oft begleitete ich meine Großmutter zum Friedhof, die offensichtlich froh war, mich so wenigstens für eine gewisse Zeit dem Zimmer und den schemenhaften Betätigungen, denen ich darin nachging, entreißen zu können. Vielleicht lag ihr aber auch nur an meiner Begleitung, an der Tatsache, nicht allein auf den Friedhof gehen zu müssen.

Meine Großmutter sorgte dort, so sagte sie, für die Instandhaltung der Gräber gewisser nicht näher bezeichneter Verwandter. Im Nachhinein scheint es mir, dass es sich um eine ganz ungewöhnlich, ja unwahrscheinlich große Anzahl von Verwandten gehandelt hat, da sie sich, wie ich mich zu erinnern meine, täglich einer Reihe stets wechselnder Gräber widmete. Doch sicherlich war ich, ein in Träumereien und Fantasien befangener Heranwachsender, damals auch kein sehr genauer Beobachter ihrer Tätigkeit. Meine Gedanken schweiften vielmehr, während ich auf einer Bank oder einem Grabstein neben meiner emsig wirkenden Großmutter saß, auf eine gestaltlose Weise in die Tiefen des Friedhofs, der sich, nach einem schlecht und recht gepflegten Bezirk mit Kieswegen, der unmittelbar nach dem Eingang folgte, in einer Wildnis aus üppig wucherndem Gestrüpp und mächtigen Bäumen verlor. Ihr schon verfärbtes Laub bildete noch immer ein fast undurchlässiges Dach über dem Dickicht am Boden, aus dem hier und da eine mächtige, halbverfallene Grabanlage aus schwarzem Granit hervorragte. Jedoch betraten wir diesen hinteren Teil des Friedhofs, der wohl schon seit Jahrzehnten sich selbst überlassen war, nie. Auch dort, wo wir uns aufhielten, begegnete man kaum einem Menschen. Manchmal vernahm man das Geräusch von Harken auf den Kieswegen, doch kann ich mich nicht erinnern, je einen Gärtner gesehen zu haben.

Nach Mittag zog ich mich in das mir zugewiesene Zimmer zurück, eine Art Kammer, in der jener unbeschreibliche, aber zugleich ganz und gar unverwechselbare Geruch herrschte, den man nur in den Wohnungen alter Menschen findet, ein Geruch, in dem sich Mottenpulver, alte Zeitungen und der Dunst längst erkalteter Mahlzeiten mit einem kaum

merklichen medizinischen Aroma mischen. Das Zimmer lag zur Straße hin. Wenn ich von meinen Tagträumen, in denen gewisse Mädchen meiner Schulklasse ebenso vage wie zweideutige Rollen spielten, oder der mühsamen und unverstandenen Lektüre Dostojewskischer Romane, die ich, wohl vor allem in dem Verlangen zu beeindrucken, aus der Bibliothek meiner Großeltern entnommen hatte, erschöpft war, dann blickte ich oft einfach auf die Straße hinaus, am Fußende des Bettes sitzend, welche Position es mir erlaubte, die Ellenbogen auf der Fensterbank aufzustützen und den Kopf in die Hände zu legen. Zum Spätnachmittag hin, kurz vor dem Einsetzen der Dämmerung, schienen sich die Bürgersteige, die den Tag über meist verödet dalagen, ein wenig zu beleben. Ein schwacher, aber stetiger Zug von Passanten, zurückkehrende Besucher, so dachte ich, strömte nun vom Friedhof her die Straße hinunter, die meisten wohl in Richtung zu der einige Straßenecken weiter gelegenen Trambahnhaltestelle. Mit der dunklen, auf eine unbestimmte Art altmodischen Kleidung, welche die meisten von ihnen trugen, erinnerten sie mich im schwindenden Tageslicht an die schattenhaften Gestalten auf den Radierungen meines Großvaters. Wenn dann die Gaslaternen, die in weiten Abständen auf dem Gehsteig standen, sich entzündeten, um mit ihren vagen gelblichen Lichthöfen die sich ausbreitende Dunkelheit eher zu vertiefen als zu erhellen, kam es mir so vor, als ob dieser plötzliche Fußgängerverkehr aus Richtung des Friedhofs sich noch einmal verstärkte.

Nachdem meine Großmutter mich ein- oder zweimal um diese Zeit dabei überrascht hatte, wie ich, den Kopf in die Hände gestützt, die Straße beobachtete, verfiel sie auf den Gedanken, mich an den Spätnachmittagen wegzuschicken, damit ich meinen Großvater, »zum Tee«, wie sie sagte, von

seinem Angelplatz nach Hause hole. Ich schrieb dies damals ihrer Absicht zu, mir am Ende des Tages noch einmal etwas Luft und Bewegung zu verschaffen, denn wie jedem introvertierten und stubenhockerischen Kind waren mir die in diese Richtung zielenden Bemühungen der Erwachsenen bis zum Überdruß vertraut. Ich machte mich also auf den Weg, da es in den Dämmerstunden bereits begann empfindlich kalt zu werden, fest in einen wärmenden Steppanorak verschnürt, den ich allerdings ob seiner kindlichen Anmutung nur noch mit einem gewissen Unbehagen trug. Ich ging meist langsam und mit gesenktem Kopf, in dem Versuch, eine grüblerische und dieser Straße zum Friedhof angemessene Haltung einzunehmen, und ich erinnere mich, dass ich mir einige Male in der Vorstellung gefiel, ich käme von der Beerdigung eines jener Mädchen, deren Gestalten ich mir schon früher am Tag in so ganz anderen, aber, wie ich damals vielleicht schon verworren ahnte, doch verschwisterten Posen und Situationen erträumt hatte. Manchmal hatte ich, wenn ich die Straße hinunterging, eine oder mehrere jener dunklen, stets schweigenden Trauergestalten vor und vermutlich auch hinter mir, die vom Friedhof her kamen, und vielleicht versuchte ich auch ihren Gang, der mir als ein wenig vornüber gebeugt und gemessen, aber doch zielstrebig im Gedächtnis geblieben ist, nachzuahmen, in dem noch ganz kindlichen Wunsch, von ihnen nicht als der Heranwachsende, der ich war, sondern als einer der ihren wahrgenommen zu werden.

Der See oder Teich, an dem mein Großvater angelte, lag einige Straßen weiter, wohl nicht mehr als eine Viertelstunde zu Fuß, in einer recht ausgedehnten, mit hohen alten Bäumen – Erlen und Weiden meiner Erinnerung nach – bestandenen Senke, die zwischen den Häusern freigelassen worden war.

Wenn ich von der Straße her den Fußweg hinab ging, der in einer lang gezogenen Kurve zum See führte, konnte ich unten am Ufer bereits die massige Silhouette meines Großvaters sehen, die sich, mir den Rücken zuwendend, vor dem Wasser abhob. Obwohl die Dämmerung bereits fortgeschritten war und das Ufer beinahe im Dunkeln lag, war noch ein schwaches metallisches Glänzen auf der Oberfläche des Sees verblieben, so als hätte die Wasseroberfläche einen Rest der Helligkeit des Tages in sich aufgenommen. Auf dem glatten Wasser, etwa in der Mitte des Sees, trieb ein längliches, niedriges Boot, in dem aufrecht eine Gestalt stand, die eine Art Stecken oder Ruder in den Händen zu halten schien. Ich näherte mich von hinten meinem Großvater, der stets allein am Ufer war. Seine mächtige Gestalt saß ein wenig vornüber gebeugt auf dem mir grotesk klein erscheinenden Klapphocker, den er mir später, beim Aufbruch, zum Tragen in die Hand geben würde. Die letzten Meter der flachen Uferböschung musste ich durch feuchtes Gras gehen. Ich setzte schon auf dem Weg mehrfach an, meinen Großvater anzurufen, doch kamen mir in der dichter werdenden Dämmerung die Worte nicht über die Lippen oder wenn, dann so leise, dass sie für mich selbst kaum vernehmbar waren. Erst als ich beinahe auf Armeslänge an ihn herangetreten war, brach es endlich aus mir hervor »Großvater«, woraufhin er zusammenfuhr und mich ob meiner Ungeschicklichkeit schalt. Als wir uns zum Gehen wandten, meinte ich zu bemerken, dass er in Richtung der Gestalt, die immer noch reglos in ihrem Boot in der Mitte des Sees stand, den Arm hob, wie zum Gruß. Irgendwann einmal, auf unserem Heimweg durch die düsteren abendlichen Straßen, fragte ich meinen Großvater nach jenem Bootsmann, und er antwortete knapp und bei-

nahe ausweichend: »Das wird wohl irgendein Angler sein.« Doch bin ich mir fast sicher, dass es sich bei dem, was die Gestalt in dem Boot in den Händen hielt, nicht um eine Angel gehandelt hat. Auch ansonsten war mein Großvater auf dem Nachhauseweg meist recht schweigsam. Erst wenn wir in die Straße zum Friedhof einbogen, wurde er etwas lebhafter und begann mich auszufragen, was meine Großmutter wohl zum Abendessen vorbereitet hätte und ähnliche für diesen sonst bis zur Mürrischkeit ernsthaften Mann eher untypische Belanglosigkeiten.

Ich weiß nicht, ob es an der heftigen Reaktion meines Großvaters auf mein unbeholfenes Herantreten an ihn an jenem ersten Abend am See lag, die mich vielleicht doch tiefer erschreckt hatte als auf Anhieb sichtbar, an meinem Weg zwischen den schweigenden Gestalten durch die halbdunklen, auf eine mir unverständliche Art zugleich belebten und verödet daliegenden Straßen oder an der vollkommenen Stille über dem See, auf dem stets das Boot mit der aufrecht stehenden Gestalt, mehr Fährmann als Angler, trieb, wenn ich jene Senke zwischen den Häusern betrat, jedenfalls nahm meine Sprachlosigkeit, meine Unfähigkeit, einen Laut hervorzubringen, sobald ich am Ufer die massive Silhouette meines Großvaters aufragen sah, von Tag zu Tag unannehmbare Formen an. Ich zögerte den Weg die Senke hinunter und durch das Gras am Ufer immer länger hinaus, zunächst in der Hoffnung, dass mein Großvater sich vielleicht zufällig umdrehen und damit von selbst auf mich aufmerksam werden würde. Ich blieb wohl auch stehen, verharrte auf dem abschüssigen Pfad oder im Gras, dessen kalte Feuchtigkeit an meinen Beinen empor kroch, und während ich auf eine nie eintreffende Erlösung aus meiner Zwangslage wartete, überkam mich zugleich

eine namenlose Furcht, eine Furcht, die unförmige dunkle Gestalt dort am Ufer, an die ich schließlich doch würde das Wort richten oder die ich wenigstens an der Schulter würde berühren müssen, könnte sich umdrehen und sich als etwas ganz anderes als mein Großvater herausstellen oder als mein Großvater, aber in irgendeiner vage, doch schrecklich veränderten Form.

Eine Rolle bei all dem hat vielleicht auch der Umstand gespielt, dass mein Großvater, wenigstens soweit es für mich erkennbar war, niemals etwas fing oder doch jedenfalls niemals einen Fang vom See mit nach Hause brachte. Einige Male, wenn ich ihn von hinten beobachtete, hatte ich gemeint, im Gras zu seinen Füßen eine Bewegung zu bemerken, ein unförmiges Zucken und Zappeln, wie von an Land verendenden Fischen, vielleicht aber auch von Wesen oder Dingen ganz anderer Art, doch die Dunkelheit, die vom Boden her aufstieg, war schon zu dicht, um etwas Genaueres zu erkennen, und jedes Mal, wenn ich zu meinem Großvater hintrat, war die Bewegung dort im Gras bereits wieder erloschen oder erstarrt.

Es endete jedenfalls damit, dass ich eines Tages tatsächlich oben an der Uferböschung stehen blieb, unfähig, einen Schritt weiter auf das Gras, hin zu dem reglos am dunklen Ufer sitzenden Großvater zu machen. Ich muss lange Zeit so gestanden haben, denn ich meine mich zu erinnern, dass der Mond bereits aufgegangen war, als mein Großvater sich endlich von selbst zum Aufbruch wandte. Mir ist nicht mehr deutlich, ob er mich stehen sah oder auf seinem Weg das Ufer hinauf im Dunkeln geradewegs in mich hineinlief, doch sein Ausruf »Ja, hat es uns denn jetzt alles verschlagen?«, in dem sich, wie mir heute scheint, vielleicht mehr ein raues, aber schuld bewusstes

Erschrecken Luft machen wollte, den ich jedoch damals als Ausdruck der Verachtung und Zurückweisung verstand, und meine ungewisse und doch überwältigende Angst, die sich mit einer brennenden Scham vermischte, sind mir noch überaus gewärtig. In der Nacht überkam mich ein Fieber, das mich in den nächsten Tagen zwang, das Zimmer zu hüten.

Über das Folgende gehen meine Erinnerungen und die Familienüberlieferung, die allerdings nur aus ein paar beiläufigen Sätzen meiner Mutter und meiner Großmutter besteht, auseinander. Für meine Familie jedenfalls scheint mein damaliger Zustand im Zeichen eines schweren Nervenfiebers gestanden zu haben, das man meiner überzarten Konstitution im Allgemeinen und dem von der Trennung meiner Eltern ausgelösten Schock im Besonderen zuschrieb. Es war von einem Zusammenbruch die Rede, der eine Verkürzung meines Aufenthalts bei den Großeltern notwendig gemacht und meine Mutter gezwungen hatte, mich verfrüht und in einer für sie ganz und gar ungelegenen Situation aus der Straße zum Friedhof wegzubringen.

Mir hingegen ist nur eine leichte fiebrige Verköhlung in Erinnerung, die ich mir wahrscheinlich in der nasskalten Dämmerung am See zugezogen hatte und die mir im ersten Moment sogar als willkommene Gelegenheit erschienen sein mag, um jene großelterliche Routine zu durchbrechen, die so beklemmende Züge für mich angenommen hatte. Durch das Fieber jedenfalls gewann ich zusätzliche Muße, um meine Stunden noch öfter am Fenster meiner Kammer zu verbringen, in die Betrachtung der Straße zum Friedhof versunken, einer Tätigkeit, die ich meiner Lektüre und jenem anderen noch ermüdenderen Zeitvertreib jetzt immer mehr vorzog. Diese Straße mit ihrem löchrigen Pflaster, ihren vergrasteten Gehsteigen und den versehrten Häuserwänden wurde

für mich der Gegenstand einer Beobachtung, die mit der Zeit tatsächlich gewisse fiebrige Züge annahm. Diese verödete Straße, die sich erst in den Stunden der Dämmerung mit jenem schattenhaften Passantenverkehr belebte, dessen dunkler Strom sich jeden Abend wieder in die Stadt ergoss, einem Verkehr, der mich von Tag zu Tag mehr beunruhigte. . . Man könnte meinen, dass für meine Großmutter, die mich immer wieder im Schlafanzug auf meinem Beobachtungsposten am Fenster antraf, der Gedanke an ein Nervenfieber durchaus nahe lag, insbesondere angesichts der von mir schließlich vorgebrachten Weigerung, diesen Beobachtungsposten zu verlassen. Wäre es mir nur einmal gelungen, vierundzwanzig Stunden ununterbrochen dort auszuharren, dann hätte ich mir Gewissheit verschaffen können. . . Doch ich vermute – obwohl wir in der Familie natürlich niemals darüber gesprochen haben –, dass es ein anderer Grund als mein scheinbar exzentrisches Verhalten oder die vermeintliche Schwere meiner Erkrankung war, der meine Großmutter schließlich dazu bewog, meine Mutter zu alarmieren. Ich glaube, dass sie fürchtete, übrigens zu Recht fürchtete, meine Eindrücke könnten sich zu einer Erkenntnis oder doch wenigstens einer Beobachtung zusammenfügen, einer Erkenntnis oder Beobachtung, die mir meine Großeltern, zweifellos aus den besten Motiven, vorenthalten wollten.

Die dunklen Ringe unter den Augen meiner Mutter und die fahrigen Bewegungen, mit denen sie meine in der Kammer verstreuten Sachen zusammenraffte, flößten mir ein Schuldbewusstsein ein, das von einem Moment zum anderen den Bann brach, der mich an jenem Fenster über der Straße zum Friedhof festgehalten hatte. In der Straßenbahn, die uns zurück in die innere Stadt brachte, saßen wir nebeneinander, ohne uns anzusehen. In jeder Kurve kreischten die Achsen des ungeheizten, zugigen Waggons wie wahnsinnige alte Frauen.

Nur ein einziges Mal habe ich versucht, jemandem von meiner Beobachtung in der Straße zum Friedhof Mitteilung zu machen. Das war vielleicht ein oder zwei Jahre später, und die betreffende Person war ausgerechnet eine jener Schulkameradinnen, deren Leichenzug und mehr ich in meinen Tagträumen so manches mal arrangiert hatte und die mir damals für einige kurze Wochen die flüchtige und von mir schlecht genutzte Gunst ihrer lebendigen Aufmerksamkeit schenkte. Sie gab mir jedoch unmissverständlich zu verstehen, dass sie meine Erzählung für nichts weiter hielt als den überspannten und verunglückten Versuch des dicklichen, bebrillten Jungen, der ich war, sich bei ihr interessant zu machen, und wandte sich gleich am folgenden Tag einem meiner realitätstüchtigeren Kameraden zu. Seitdem habe ich es vorgezogen zu schweigen. Ich schwieg bei der Beerdigung meines Großvaters, der an einem überheißen Sommertag die Straße zum Friedhof hinaufgebracht wurde, zu einer Zeit, als sich schon die Unruhe kommender Veränderungen der Menschen bemächtigt hatte und mir das, was ich zu sagen gehabt hätte, nicht nur unwahrscheinlich, sondern im Widerspruch zu den Zeitläuften zu stehen schien. Und ich schwieg viele Jahre später, als die Asche meiner Großmutter ihren Weg durch die Straße zum Friedhof nahm, deren löchriges Kopfsteinpflaster mittlerweile durch eine ebene Asphaltdecke ersetzt worden war und deren wiederhergestellte, neu getünchte Fassaden meinen Erinnerungen ihre Gegenstandslosigkeit vorzuhalten schienen. Doch auch, wenn ich bis heute geschwiegen habe, so bin ich mir tief im Inneren, an jenem eigentümlichen Ort, den die englische Sprache so rätselhaft *the heart of hearts* nennt, noch immer sicher, dass mich damals, in jenem Herbst meiner Kindheit, der Eindruck meiner tagelangen Wacht am Fenster nicht getäuscht hat: *dass ungleich mehr Passanten die Straße vom Friedhof herunterkamen, als*

je dorthingingen.

Berlin 2011

© Edition Nachtgänge, Andreas Fliedner und Jörg Schenit

Bossestraße 9, 10245 Berlin

Alle Rechte vorbehalten.